

Vladislav Todorov
Die Motte



Vladislav Todorov

Die Motte

Roman Noir

Aus dem Bulgarischen von
Roumen M. Evert

Herausgegeben von
Nellie und Roumen Evert

Dittrich Verlag

Die *editionBalkan* im Dittrich Verlag
ist eine Gemeinschaftsproduktion mit
CULTURCON*medien*

Die Übersetzungen der *editionBalkan* wurden unterstützt von:



*Der Tod löst alle Probleme –
kein Mensch, kein Problem*
Stalin

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-937717-54-8

© Dittrich Verlag GmbH, Berlin 2011
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Дзифт« im Verlag Verlag Janet45, Plovdiv, 2006
Lektorat: Cordula Scheil
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch
unter Verwendung eines Bildausschnittes von
Matey Mateev, Plovdiv

www.dittrich-verlag.de / www.culturcon.de

Die Geschichte, die ich hier zu erzählen versuche, soweit meine nachlassenden Kräfte es erlauben, von meinem Gedächtnis ganz zu schweigen, fing vor einer ganzen Weile an, vor etwa zwanzig Jahren. Sie endete vergangene Nacht, als man mich, den Bürger Lev Kaludov Željaskov, auf freien Fuß setzte. Im Alter von achtunddreißig Jahren kam ich aus dem Zentralgefängnis von Sofia heraus, wo ich meine Strafe für Raubmord abgesessen hatte. Man hatte mich während einer bestimmten historischen Periode eingebuchtet und entließ mich in eine völlig andere – was beide trennte, war der Tag der Revolution, der 9. September 1944.

Ich verließ das Gefängnis, wie es viele Gefangene vor mir taten und noch viele nach mir tun werden, mit Hoffnung im Herzen und einem Plan im Kopf. Am Anfang meiner Haft träumte ich so in den Tag hinein, aber später begann ich zu planen, wie ich den Rest meines Lebens in Freiheit verbringen würde, bis mein sinnloser Aufenthalt auf dieser dämlichen Erde zu Ende ginge.

Ein chinesisches Sprichwort sagt, ein Plan sei nichts anderes als ein Traum mit Abgabetermin. Mein Plan war der simpelste, den ich je gehört hatte, und ich kann versichern, dass ich eine ganze Menge zu hören bekam. Er sah so aus: Sobald ich aus dem Bau

käme, würde ich einen Abstecher zum Zentralfriedhof in Sofia machen. Anschließend, noch in derselben Nacht würde ich auf einen Güterzug nach Varna aufspringen. Dort wollte ich mich im Laderaum eines Frachters verstecken und Richtung Tropen abhauen und bis ans Ende meiner Tage auf einer Südseeinsel in der Hängematte hin- und her schaukeln und mich in der Sonne räkel.

Auf dem Friedhof Orlandovci wollte ich zwei Gräber besuchen. Das erste war das meines Sohnes Leo, den ich, wie das Schicksal es wollte, nie gesehen hatte; er kam auf die Welt, nachdem man mich ins Gefängnis warf. In dem anderen lag der Juwelier, für dessen Tod man mich einsperrte, obwohl ich dafür nicht verantwortlich war. In genau diesem Grab nahm ich an, den Schlüssel zu meinem mehr oder weniger verpfuschten Leben zu finden.

Was am 9. September genau passierte, bekam ich nicht mit. Ich weiß nur, dass in seiner Folge mein Leben im Gefängnis, das bis dahin aus sporadischen mentalen Wachstumsphasen bestand, eine einfache, aber bedeutsame Wendung nahm. Plötzlich war Schluss mit der Bibel, und zwar auf immer und ewig. Sie wurde durch Bakalovs Fremdwörterbuch ersetzt, das im Jahre 1949 die marxistisch-leninistischen Definitionen von Fremdwörtern lieferte, die während des monarchisch-faschistischen Regimes als subversiv galten.

Selbst ein Blinder sah, dass das Wörterbuch jeglichen Widerstand gegen nicht-slawische Wörter von vornherein zum Scheitern verurteilte, und so vertiefte ich mich mannhaft in das Werk, mit demselben Gottvertrauen, das ich vorher der Heiligen Schrift bezeugte. Und Gott sei Dank öffnete das Wörterbuch mir ein Fenster auf die Welt, wie sie Darwin, Ciolkovski, Makarenko und andere herausragende Vertreter des Weltgeistes kollektiv wie individuell in ihren Werken darstellten.

Irgendwann nach dem 9. September begann ich damit, mir geradezu gierig Wissen anzueignen und mich kompromisslos zu vervollkommen, geistig wie körperlich. Mich inspirierten drei äußerst profunde Bücher: *Die Stechfliege*, *Wie der Stahl gehärtet*

wurde und *Am Vorabend*. Im Zuge dieses Prozesses begann ich mit Gewichtheben und Seilspringen. Ich kam bei einem Liegestützturnier des Gefängnisses auf den zweiten Platz. Nun machte ich mich daran, haufenweise Bücher und Zeitschriften zu verschlingen, ich las sie nicht nur einmal, sondern immer wieder. Mein Ziel war es, die wahre Natur der Dinge zu deuten und mich auf den Augenblick vorzubereiten, an dem ich die Freiheit als etwas objektiv Gegebenes mit offenen Armen willkommen heißen konnte.

Flucht und Vergeltung plante ich nie, schon gar nicht während der reiferen Phase meiner Haft, und im Gegensatz zu meinen Mitgefangenen las ich *Der Graf von Monte Christo* des ästhetischen Vergnügens wegen und nicht etwa als einen Wegweiser fürs Leben.

Ich saß einen Teil meiner Strafe ab. Meine Begnadigung hatte ich meinem Beitrag zu verdanken, der bei der Durchführung volkserzieherischer Maßnahmen im täglichen Leben des Knasts half. Genauer gesagt, wegen eines ungewöhnlichen Geräts, das ich *Die kommunistische Zeitmaschine* taufte. Aus freiem Willen konzipierte ich das Gerät und fertigte es mit meinen eigenen Händen an. Doch es kostete viel Mühe, all die dafür nötigen Medaillen, die brandgemalten Symbole, Anthrazitklumpen, Kurbelwellen, Zahnräder und andere ideologisch brisante Maschinenteile aufzustöbern und zusammenzutragen.

Man erklärte mich für geläutert und ließ mich frei. Aber diese innere Reform zerrüttete meine Nerven. Ich hätte einen ganzen Turm aus all den Petitionen bauen können, die ich an alle möglichen kulturellen wie industriellen Institutionen schrieb mit der Bitte mir unwiderstößlich zu bestätigen, dass die Betrachtung meiner Zeitmaschine innere Läuterung förderte

und daher dazu taugte Gesetzesbrecher zu rehabilitieren. Zu dieser Zeit, d.h. in der Periode vor meiner Entlassung, war ein immenser Papierkrieg unausbleiblich. Die Idee für ein solches Propaganda-Gerät kam mir ganz spontan, sie sprudelte, wie es so schön heißt, aus einer inneren Quelle, und brachte mir vielleicht gerade deshalb bessere Lebensbedingungen und letztendlich die Freiheit ein.

Aus dem Radiolautsprecher im Sofioter Zentralknast fluteten Gesänge für die Massen durch die kühlen Zellen. Popovs Erfindung unterbrach den *Triumph des Willens und des Mörtels* für die Kurznachrichten. Danach verkündete die Zeitansage die Stunde. Es war punkt 17.00 Uhr.

Ich beendete meine hundert Liegestütze – eine unerlässliche Übung, wenn man in der Zelle überleben will. Ich rasierte mich, wie immer mit geschlossenen Augen. Ich zog den Anzug an, den ich trug, als sie mich vor Jahren hier einbuchteten. Es war ein alter, stattlicher Anzug aus Gabardine, schwarz wie ein Rabenflügel, mit robust gepolsterten Schultern und vom vielen Tragen glänzenden Ellbogen, ein »theatralisch extravagantes« Stück, wie der Staatsanwalt beim Prozess äußerte. Dieses Kleidungsstück trug ich, als man mich am Tatort verhaftete. Ich hatte ihn zwanzig Jahre nicht mehr angehabt. Er stand mir jetzt entschieden besser, denn ich war inzwischen kräftiger und füllte ihn so richtig aus. Ich hatte ihn mir extra für den Raub ein paar Nummern größer gekauft, als eine Art Werkzeug, doch davon später.

Ich sah kurz zum Himmel hoch, der schwarz hinter dem Zellengitter hing, und dabei muss ein Lächeln über mein Gesicht gehuscht sein, denn ich sagte mir:

»Da blickst du in den Himmel, und sein vergittertes Auge blickt auf dich herunter.«

Drei Sachen nahm ich aus meiner Zelle mit – ihren Brief, der den Tod unseres Sohnes Leo betraf, das Glasauge meines verstorbenen Mentors und Zellenkameraden Van der Voorst, genannt das Auge, und eine Ansichtskarte, die ihm gehört hatte, mit der außergewöhnlichsten und zugleich unheimlichsten Darstellung, die ich jemals sah – ein kreideweißes, diabolisch blutrünstiges Weib zerfetzte ein erbeutetes Männchen und verwandelte sein Fleisch in einen blutigen Brei. Ich nahm die Karte von der Wand, an der sie viele Jahre gehangen hatte, viel länger, als ich in dieser Zelle zubrachte.

Unter der Matratze zog ich einen Briefumschlag hervor, der in zerfleddertes Zellophan gewickelt war, und aus dem Umschlag zog ich ein beschriebenes vergilbtes Blatt Papier – eben jener Brief von ihr, der in typisch mädchenhafter Schönschrift angefertigt war. Ich schob Karte und Brief zurück in den Umschlag und steckte ihn in die Innentasche des Sakkos. Ich strich die Bettdecke glatt, nahm Bakalovs Fremdwörterbuch zur Hand, ordnete seine Seiten, packte es, da es drohte auseinanderzufallen, mit festem Griff, stellte mich an die Tür und wartete, bis sie kommen und mich in die Freiheit geleiten würden.

Im Hauptbüro des Knasts gab es ein kleines, wackeliges Fenster, durch das ich das fast völlig aus dem Leim gegangene Fremdwörterbuch reichte und im Gegenzug meine persönlichen Besitztümer zurückbekam, die man mir bei meiner Ankunft abgenommen hatte – den großen Messingschlüssel für die Wohnung mit der Geranie, in dem sie und ich eine kurze Zeit gewohnt hatten; einen alten Geldschein aus der Zarenzeit; einen Kopierstift; und ei-

nen Brocken unverfälschten, natürlichen Dzifts. Das Wort kam aus dem Arabischen und bezeichnete ein schwarzes Erdharz, das im Straßenbau als Asphalt verwendet wird. Aber es wurde auch als Kaugummi benutzt.

Neben dem Fenster stand ein ausgeleierter Flechkorb voll mit persönlichen Dingen, die keiner mehr wollte – Taschentücher, alte Münzen, Schlüssel, blinde Taschenspiegel, Füller, ein Toupet, Strumpfhalter, Schnurrbartfarbe und ähnliche, dem Müllplatz bestimmte Materie. Ich warf den nun nutzlos gewordenen Schlüssel und das zaristische Geld dazu, beschloss aber, den Kopierstift zu behalten, und ließ ihn in das Uhrentäschchen meines Gabardine gleiten. Wer weiß, vielleicht konnte ich ihn nochmal brauchen, zum Schreiben und auch als Medizin. Sie fanden den Stift bei meiner Verhaftung. Damals war mir am kleinen Zeh ein Hühnerauge gewachsen. Das war lästig beim Laufen und daher nicht sonderlich hilfreich, wenn man dabei war, einen Einbruch zu begehen. So begann ich, die Warze mit Stift und Spucke wegzuzäten, genauso wie es mir ein medizinisch gewiefter Barbier empfohlen hatte.

Ich biss ein Stück Dzift ab und steckte den Rest in die Tasche. Um das Dzift weich zu machen, rollte ich es im Mund hin und her, bis sein freigewordenes Aroma durch die Höhlungen meines Schädels glitschte.

»Das Ende beginnt bereits am Anfang.« Ich hatte diese Maxime gewählt und auswendig gelernt, damit ich sie aussprechen konnte, wenn ich über die Schwelle des Knasts trat. Ich wollte diesem Augenblick, der mich möglicherweise überwältigen würde, die gebührende Ehre erweisen, ein Bröckchen Weisheit, dachte ich, könnte helfen, ihn zu verdauen. Jedenfalls durfte ich nicht zulassen, dass dieser lan-

gersehnte Moment einfach so vorüberging – erst das eine Bein, dann das andere, und draußen bist du. Dies Heraustreten, das Überschreiten der Schwelle stellte ich mir als ein ganz besonderes Ereignis vor, so als würde man unter einem Regenbogen hindurchgehen und sich in einen vollkommen anderen Menschen verwandeln.

Bedauerlicherweise ergab sich durch eine absurde Fügung, dass ich am Tor mit dem Arschgesicht eines besonders widerlichen Wärters konfrontiert wurde, den wir alle Stinktief nannten. Ich konnte nicht an ihm vorbeigehen, ohne ihm einen schmierigen Fluch, der mir all die Jahre wie ein Kropf im Hals gesteckt war, auf die Fresse zu schmieren. Ich gab meinen Gefühlen freien Lauf und das erleichterte mich. Und die Maxime? Sie fällt mir erst jetzt wieder ein.

Aus dem Radiolautsprecher ertönte die Zeitanzeige – es war bereits punkt 17.30 Uhr.